

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

31.10.1926 (No. 44)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No. 44



31. Okt. 1926

Konrad Arnold Bergmann

Erinnerungen an Paris.

Wieviele Deutsche sind seit Renanbahnung eines aufs Verträglich gebenden Verhältnisses wieder nach Paris gereist! Sie alle haben von denselben Menschen und Dingen lebendige Eindrücke heimgebracht, so daß man schon eine gewisse Verlegenheit überwinden muß, um sich zu einem Bericht, der einiges Interesse heischen soll, mitteilungsstündig zu entschließen. Was so ziemlich alle bereits gehört und so viele selbst erfahren haben, davon zu erzählen, wirkt langweilig. Also heißt es, das Erlebte sieben, um den bleibenden Rest, der rein persönlicher Art ist, als interessierende Gabe darzubieten. Was bleibt dann aber übrig? Wohnt es sich da überhaupt, die Feder in Bewegung zu setzen? Etwa um den Eindruck wiederzugeben, den ein mehrfacher Besuch im staatlichen Kinderhospital machte? Gewiß, es ist in einer solchen Stätte vieles wie überall: Leid und Mitleid, Krankheit und Pflege. Blasse, traurige Kindergesichter, von denen einige aufstehen, wenn die Mutter ein kleines Spielzeug und eine Leckerei bringt, und, wenn sie nach einer Stunde punkt 3 Uhr wieder geht, von Tränen überströmt sind. Andere sitzen regungslos und schauen wie die Verlassenheit selbst vor sich hin. Ich frage nach den Verhältnissen des nächstliegenden Kleinen dort mit dem schmalen, feingeschnittenen Nihilis und den großen, schwarzen, umflorten Augen. Obwohl seine Mutter in Paris lebt, hat er keine Mutter und keine Angehörigen mehr; das Weib, das ihn geboren, hat seine Rechte auf ihn für immer abgegeben, er gehört dem Staat, allen. Wohl, er wird ebenso reinlich und aufmerksam gepflegt wie das kleine Mädchen hier, das aber glückselig seine schwächlichen Vermögen um den Hals der Großmutter schlingen kann, die in ihren laut lieblosenden Worten und zärtlichen Gesten wie auf der Bühne tut und mehr der Wirkung auf die Anwesenden im Saale als auf die Kleine zu achten scheint. Aber diese Kleine, ob ihr Hüfteln auch schon Klütertöne des Todes an unser Ohr trägt, sucht mit ihren glänzenden Fieberaugen sich ebenfalls zu vergewissern, daß die Leute sehen, wie sehr sie geliebt wird. In Deutschland würde man diese Kofetterie in Wort und Bild für das Zeichen eines äußerlichen, oberflächlichen Wesens nehmen; aber dort würde man mit diesem Urteil einen Irrtum begehen. Die Kofetterie ist dort überlegener Wille im Gefühlsausdruck, Situationsbeherrschung, blinkendes Kränkelespiel auf der dunkeln Woge des Lebensernstes. Wahrlich, auch in Paris liebt man das Kind, vielleicht zärtlicher und inniger als sonstwo. Vielleicht weil es so wenige Kinder gibt. Die Liebfosungen der Mutter, auf der belebten Straße und in den reichlichen Parkanlagen bezeugt, gehören in diese Dessenlichkeit, wo die Menge mit einer sonst unbekanntem Achtung Rücksicht auf die Schwangere nimmt. Eine Frau, die mit ihrem Kinde in den Straßenbahnwagen, Omnibus oder in das Zugabteil steigt, ist wie automatisch eine Bewegung unter den Fahrgästen aus; ganz selbstverständlich erhebt man sich, rückt und macht Platz. Ich habe eine Frau mit einem Säugling auf dem Arm wie eine Fürstin einen Bahrdamm überschreiten sehen. Sie stand erst wartend; Auto auf Auto sauste heran. Da, das erste hält plötzlich, der Wagenführer macht eine einladende Armbewegung, die besagt: Bitte, gehen Sie nur zu, wir warten. Und eine lange Reihe von Autos und anderer Wagen hält still eine Weile, ohne polizeiliches Signal. Warum mir dies Bildchen unvergessen ist? Eine ideale Verkehrsregelung vorausgesetzt, würde man in Deutschland in einem solchen Fall die sichere und wie selbstverständliche Beachtung einer verkehrstechnischen Verhaltensregel zu bewundern haben; hier aber wirkte das ganz Spontane der Handlung, wodurch ihre theatralische Form gar nicht als solche im äußeren Sinne genommen werden konnte. Diese Spontanität

im Handeln läßt überhaupt den französischen Menschen, so sehr er auch in typischer Form sich abt, voll persönlich lebendiger Natürlichkeit erscheinen. Die Form ist in irgendeinem Pünktchen keine Nachahmung und Innehaltung der Schablone; in irgendeinem Pünktchen ist sie immer wieder frische Augenblickserschöpfung. Das ist es, was auch bei aller typischen Gleichförmigkeit im Schauspielersischen und Darstellersischen den französischen Bühnenkünstler niemals als reinen Wiederholer und Regelbefolger, sondern irgendwie originell und individuell wirken läßt. Es ist etwa so, wie eine Tanne der andern im Walde sich erhebt, aber sicherlich nicht deshalb, weil die eine Nachahmung der andern ist. Es ist gut für uns, sich dessen klar bewußt zu sein; wir geraten anders leicht in eine Unterschätzung des Franzosen. Er ist weit selbständiger, als er in den Augen des Deutschen gemeinlich gilt, und diese Anerkennung hat uns im politischen Leben jene immer wiederholte Ueberrassungen eingetragen, durch die der Gang der Geschichte so oft ganz anders verlief, als wir uns vorgestellt hatten. Wir Deutsche sehen die Dinge des Lebens gern nur von der Seite, in der sie sich uns darstellen; dadurch wird unser Urteil leicht einseitig und halbrichtig. Das Leben hat aber, so sehr es uns in stereotyper Form entgegentritt, ihre eigene ursprüngliche Sonderseite. Dies ist vornehmlich auch der Spracherscheinung gegenüber zu beachten. Sie tritt gewiß in einem allgemeinen, nur ihr dialektisch eigentümlichen Betonungsgewand auf. Es wäre aber verfehlt, anzunehmen, daß mit Anerkennung dieses allgemeinen Gepräges die naturgetreue richtige Sprechweise schon gegeben sei. Tatsächlich ist damit nur ein Schema des wirklich Lebendigen gewonnen, dessen Anwendung keineswegs das fremdsprachliche Sprechen naturgemäß macht. Ein solches Sprechen hat immer die fatale Eigenschaft, gleichwie summum ius summa iniuria, lebendig tot zu sein. So wird es leicht zum Hindernis, statt zum Fördernis, indem die erste und wesentliche Bestimmung allen Sprechens, die des personare, die, seine eigene Meinung und Ueberzeugung im lebendigen Laut zum Ausdruck zu bringen, vor lauter Schematismus unerfüllt bleibt. Gerade beim Verkehr mit dem Ausland, dem wir Achtung vor unserer selbständigen Persönlichkeit und nicht ein Lob für eine schulmäßige Geschicklichkeit abzurufen haben, müssen wir den Eindruck mechanischer Artung vermeiden. Wir sprechen eindrucksvoller französisch, wenn wir nicht pedantisch nach dem Schema sprechen, wenn wir nicht das Mittel der Aussprache zum Zweck werden lassen. Jedes Uebermaß kommt durch Vernachlässigung eines anderen Zieles zustande. „Das“ andere Ziel des fremdsprachlichen Ausdrucksvermögens ist: im Menschen der fremden Nationalität die Eigenschaften zur Entfaltung und Betätigung zu bringen, die ihn zum besseren und gerechteren Verständnis für uns und unsere Sonderart befähigen. Unstreitig hat der Franzose Anlagen, mit denen unser alter Wille rechnen kann. Unser guter Wille! Dazu gehört zunächst einmal, daß wir in den Formen der französischen Lebensart, der Höflichkeit, Gesprächigkeit, Gewandtheit eben nicht nur Formen, sondern auch unmittelbare Aeußerungen des Empfindens sehen, daß wir nicht nur etwas Spielerisches, Oberflächliches, reine Formalität, sondern dahinter ernstes Gesellschaftswillen, Jahbeherrschung erblicken. Für den, dem der Vorteil der diplomatischen Weisheit der captatio benevolentiae bekannt ist, wird es nicht schwer sein, die bewegliche, ansprechende Lebensart des Franzosen im allgemeinen solchermaßen aufzufassen und über den einen und anderen dagegen sprechenden Einzelfall hinwegzukommen. Wer indessen von der üblichen Einschätzung der französischen Lebensartigkeit, von der Einschätzung, die zu den selbstverständlichen politischen Requiriten unserer öffent-



Uchen Meinung gehört, nicht meint ablassen zu können, dem ist eine Reise nach Frankreich anzuraten. Er muß schon zu den vornehmerei unbelehrbaren Naturen gehören, wenn er nicht zu der hier geäußerten Auffassung gelangt, einer Auffassung, der ich alle beipflichten hörte, die in diesem Jahre in Frankreich gereift sind und mit denen ich die gemächten Erfahrungen austauschen konnte. Selbst bei einer unversöhnlichen Einstellung, die im Franzosen nach wie vor den „Feind“ sieht, ist es töricht, ihn nicht so sehen zu wollen, wie er ist, d. h. nicht auch jene guten Eigenschaften anerkennen zu wollen, aus denen doch unstreitig jene positiven Willenskräfte ihm erwachsen, die in den Zeiten kriegerischer Auseinandersetzungen ihn uns zum bewundernswert ähnen Gegner machen.

Da das in soliden Verhältnissen lebende Paris in den sommerheißen Augustwochen auf dem Lande und in den Bädern weilte, bin ich zum eigentlichen Ziel meiner Studienreise kaum herangefahren, weil ich doch gerade die positiven Lebenskräfte der Bildung, die in der guten französischen Familie gedeihen, unbedingt gebeten müssen, gleichsam am Ort ihres Entstehens und ihrer Pflege kennen lernen. Diese schöpferischen und erhaltenden Kräfte treten rein und in frischer Unmittelbarkeit nur im häuslichen, familiären Gemeinschaftsleben zutage, so daß es etwas ganz anderes ist, würdevollen Stil der Haltung dabei oder in der Öffentlichkeit zu beobachten. Die offiziellen Punkte des allgemeinen Menschenlebens wie etwa Trauung oder Trauerfeier weisen überall in der Welt und besonders in Frankreich ein stilvolles Gepräge auf; wieweit dies aber zugleich auch persönlicher seelischer Ausdruck ist, läßt sich bei der typischen Aufmachung und bei der typischen Haltung der Leute nicht entschieden feststellen. Wenn auch ein gewisser Pomp auffallen und als ein Stück äußerlicher Uebernahme und reinen Formerbes zu beurteilen ist, so offenbart sich in diesem Festhalten der Neigung zum Stil an sich doch eine lebendige, unmittelbare Befahrung, das Leben, wenn es drauf und dran kommt, ernst zu nehmen. Ganz ohne irgendwelche Stillförmigkeit bewegen sich selbst auch klägliche Armut und wilde Unmoral nicht im Licht der Straße; irgendwie ist im brüchigen, fadenförmigen Gewebe der animalischen Straßengesellschaft ein kräftiger, guter Faden bemerkbar, der das sonst leichte Tuch dieses Alltags- und Großstadtmenichentums tatsächlich wertvoller sein läßt, als es auf den ersten Blick dem moralisch eingestellten Fremden scheint. Der anziehende, verführerische Reiz liegt in der überraschend empfundenen, unerwarteten Wärme, die dieses schaumleichte, spielerisch wehende „Tuch“ erzeugt. Dieses Menichentum stößt nicht ab, weil es weder ädrinalisch ist, noch so wirkt; seine Regungen sind immer geschmeidig wie Wasser, das, wie die französische Geschichte bezeugt, in ein anderes, stärkeres Gefälle gebracht, sich und unbändig, elementar heftig und gewalttätig sich gebärdet. Diese Pariser Lebensform in normalen friedlichen Gefälle hat die lodende Gewalt des schmelzenden Elements; sie ist für den ästhetischen Sinnenmenschen, der in gemäßigter Beschaulichkeit aus der eigentümlich stimmenden Luft den fein anregenden Blick in ihre sanfte selbstverständliche Bewealität taucht, gefährlich. Die scharfen Grenzen des Logischen und Moralischen verzittern fortwährend darin, ständig aufgelöst von einem unergründlichen, wie von einem in der Tiefe sprudelnden Warmquell erzeugten Auftrieb; ein andauerndes Ineinander- und Auseinanderströmen von Natur und Kultur. Man weiß nicht, soll man diese Bindungen und Lösungen, soll man das Veräußernde der geheimnisvollen Verslochtenheit des Aufstrebens und Verflückens mehr der Natur oder mehr der Kultur zuschreiben. Paris ist ein Rätsel, eine Sphinx, vor der einer warnen könnte wie Horaz vor Varine:

Te suis matres metuunt iuencis,  
Te senes parci, miseraeque nuper  
Virgines nuptae, tua ne retardet  
Aura maritos.

Wie schon bemerkt, ist es mir nicht gelungen, jene mütterliche Erziehung kennen zu lernen, die den Sohn der guten, gediegenen Familie vor den Verführungen dieser „Varine“ schützt. Es gibt diesen gefeiten Jungpariser, der, durchaus sicher im Lebensökonomie, sich nicht verschwendet, der, die Abenteuer des Odysseus wie dieser siegreich bestehend, „rein und keusch das Haus bewahrt“. Es muß ihn geben, weil es ihn immer gegeben haben muß; denn anders gäbe es kein Paris mehr, anders wäre Paris nicht Paris, anders hätte es nicht etwas von jener Unverwundlichkeit, die dem Mittelpunkt der römischen und romanischen Welt den Namen Roma aeterna hat eintragen helfen. Es ist eine jener Halb Wahrheiten, wenn die lebendige Quelle der sittlichen Naturkräfte draußen im ländlichen provinziellen Frankreich angenommen wird. Dieser nachfüllende Zufluß liefert gewiß immerfort neuen Menschenstoff; aber es ist ebenso gewiß, daß gerade er nur Ersatz wieder jenes Elementes ist, das im Ofen der Großstadt rasch verbrennt und zu unfruchtbaren Schlacken veralüht. Der winzige feuerfeste Teil davon mag höchst wertvoll sein; doch er würde nicht ausreichen, das gegenwärtige Paris immer wieder aus einer lebensmächtigen Vergangenheit in eine ebensolche Zukunft hinüberzuretten. Die feste tragende Angel muß ein unauslöschliches urständiges Pariserium sein, dessen größere Lebenskraft sich vielleicht mehr bewährt in der inneren Unberührtheit von seiten der immer neu herbrandenden Schaumwellen raschlebigen, in sich haltlosen Menichentums, als in der überlegen starken Anziehung der wertvollen, dauerhaften Atome, die, selten wie Perlen, von jenem allgemeinen Zustrom aus den Provinzen mithinhergetragen werden. Nicht alles Menichentum, das in der Provinz sich als positivwertig erweisen mag, ist dies in der eigenartigen Lebensatmosphäre von Paris. Der genius loci verhält sich spröde gegen den idealistischen

Gutwillen eines Marc Sanguier; zum Teil aus politischen Gründen erklärbar, doch nicht restlos. Es liegt etwas von der kühlen Zurückhaltung des tiefer blickenden Goethe gegenüber dem stürmischen Idealismus Schillers in diesem Verhalten des Geistes von Paris gegenüber einer solchen Erscheinung wie Marc Sanguier, der am Ende des sechsten internationalen Pazifikongresses als dessen Organisator und unumstrittener Leiter im Pariser Rathaus offiziell empfangen wurde, weil man dort bei Bedarf — und dieser war durch die politische Situation geboten — weltmännische Höflichkeit zu bezeugen verstand. Es kann als ein Zeichen von Bildung angesehen werden, wenn der Mensch, der weiß, was sich gehört, Unzulänglichkeiten beim Mitmenschen unbeachtet läßt. Etwas von diesem grandbourgeoisartigen, gelassen überlegenen Sinnehmen lag, möchte ich sagen, in der selbstverständlichen großzügigen Frächtigkeit des stillvollen Festsaals mit seinen feierlichen Lüstern, purpurnen Samtsitzen und säuberlich glatten Parkettböden, als zwischen den der verschiedensten Nationalität angehörigen Gruppen derbe Sandalenträger mit Ruckack und Kochgeschirr nackt wie ein, als befände man sich auf Hochgebirgsfels und Gletscherzweigen, sich unbefangen bewegten. Draußen in der ländlichen Welt jenes etwa 60 Kilometer von Paris in der Richtung auf Orleans zu abseits gelegenen, in sich abgeschlossenen Tales, wo der Bürgermeister des stillen Dörfchens Boissy, Marc Sanguier, Schlossherr eines ehemaligen Feudalsitzes mit herrlicher Naturparkanlage ist, dort in der sommerlichen Waldfreiheit, wo die Freunde des Friedens aus aller Welt in Ernst und Heiterkeit tagten und schwärmten, dort wirkte die „Kluft“ der modernen wanderlustigen Jugend nicht restlos. Aber gerade da, wo die Frage nach der äußeren Aufmachung zurücktritt, stellt sich eine strengere Forderung nach einem geistigen Stil ein, und nur wenn darin genug getan wird, kann jene Außerlichkeit eine zurückgesetzte Rolle spielen. Ich habe aber einen solchen aus tieferer Bildung sich ergebenden geistigen Stil nicht wahrgenommen: la nouvelle jeunesse allemande, die hier repräsentativ auftrat, wies fast nur eine Gefühlshaltung auf; sie verstand zu kampfieren, sprach in ihrer frohen Lust am Lied und Reigen sehr sympathisch an und zeigte sich recht brauchbar für abendliche Fadelzüge. Marc Sanguier, der in seinem rednerischen Pathos auf stimmungsähnliche Wirkung abzielt, hatte eine schätzenswerte Hilfe an diesem „romantischen“ Deutschtum, das in seinem Wesen mehr Rousseausches Sentiment und theatralischen Trieb zu haben schien, als französische oder gar englische Jugend. Ich war gar nicht erbaut, als ein Vertreter des deutschen Wandervogels, der natürlich in den Augen der internationalen Zuhörerschaft als „prominentester“ Vertreter der „nouvelle jeunesse allemande“ figurierte, im Laufe seines Vortrags, der zur Hälfte aus einem einem Werk über die Wandervogelbewegung entnommenen Zitat bestand, die echt jugendliche, jugendlich unreife, die Jugendbewegung in ihrer fundamentalen Schwäche kennzeichnende Erklärung abgab: Die Jugendbewegung verzichtet auf jede verstandesmäßige Selbstbegründung. Man wolle nur sein, wie man ist. — Ich dachte mir dazu: Gebildete Jugend ist solche, die einsehen gelernt hat, daß das Ich nach objektiven Lebensgesetzen sich kristallisieren muß, wenn es im wogenden Kampf des Daseins bestehen soll, und noch mehr, wenn es überlegen die alltägliche Schwemmslut des Lebens beherrschen und überdauern soll. Dem Schwall und Schwung des eigenen Ich-Gefühls folgen, statt dies natürlich elementare Kraft zu leiten und als Mittel zum Zweck tieferen Eindringens des Geistes in das Wesen der Weltordnung zu nutzen, das ergibt Abhängigkeit und Knechtschaft, aber keine Freiheit und Selbständigkeit, das ergibt Untergang in irgend einer Art und Weise, aber keinen Sieg, keine Herrschaft. Das lehren alle großen Darsteller des Lebens im Kunstwerk, und weil deren Belehrung im allgemeinen nur durch die Schule vermittelt wird und werden kann, deshalb ist jede Jugendbewegung, die in bewusster Abkehr von der Schule verläuft, der Gefahr ausgeliefert, im innersten Kern bildungsfeindlich zu wirken. Allerdings hat sich die Schule zu sagen, daß sie schuld ist an sogenannter Jugendbewegung, wo diese entsteht und besteht. Die Schule weiß das und ringt heute stärker denn je um Ausmerzuna des Defektes, den sie offenbar (gehabt?) hat. Dasselbe trifft auch auf das Elternhaus zu, dessen teilweises Versagen die andere Quelle der Jugendbewegung ist. Aber das Versagen des Elternhauses ist bis zu einem gewissen Grad auch auf ein einseitiges Versagen der Schule zurückzuführen, indem die Eltern seinerzeit die Bildung nicht erhielten, die sie zur überlegenen Führung und Erziehung ihrer Kinder notwendig brauchten. Zur Erzieherfähigkeit reicht der intuitive, gefühlsmäßige gute Wille nicht aus, den man wohl unstreitig den meisten Eltern zusprechen kann, und in der Schule reicht den Lehrern alle Sachkenntnis und alles Tatsachenwissen nicht aus, um eine innere Geistesformung damit zu vollziehen; hier wie dort bleibt die eigentliche pädagogische Wirkung aus, sowie einem bestimmten Jugendalter gegenüber das Vermögen verlag, das, was man will, begründen zu können. Dieser, möchte ich sagen, lebensphilosophische Mangel zeitigt ganz folgerichtig, ovum ab ovo, eine Jugend, die grundsätzlich auf verstandesmäßige Begründung ihrer Forderungen und Bestrebungen verzichtet. Für Eltern und Lehrer, denen der verhängnisvolle Sinn etwa jenes Camont-Wortes „Es dreht sich immer um den einen Punkt: ich soll leben, wie ich nicht leben mag!“ nicht geistiges und seelisches Erkenntniselement geworden ist, wirkt sich in ihren Kindern und Schülern dieser Mangel derart aus, daß er geradezu wesenseigentümlich wird, daß geradezu eine Generation entsteht, die einfach kein Verständnis für Menschenzieher wie Goethe, Schopenhauer, Homer mehr aufbringen kann, die innerlich Rohstoff bleibt und äußerlich ohne Stil. Es ist gut, solch ein unausbleibliches Ergebnis sich auszuendenken, ehe es da



es geht rasch, wie wir aus dem Niedergangstempo des Bildungsweizens im vergangenen Halbjahrhundert schließen können.

Solcherlei Gedanken beschäftigten mich stark, solange ich außerhalb der Stadt Paris und ihres Reichbildes mich befand; das Landschaftliche unterhielt leicht gefällig nur den Blick, es ist wahrlich „faible et pâle“, wie es Michelet kennzeichnet. Aber selbst in Paris noch, dessen Ueberfülle an Kunst und Leben auf die Sinne des Besuchers wie eine Sonne wirkt, vor der alle Dichtungen und Gemälden wesenlos verblasen, selbst hier noch und mitunter gerade bei den stärksten Glanzpunkten wie im Louvre und im Versailles traten jene Gedanken wieder ins Bewußtsein. Der Anlaß war jeweils dabei der, daß vor meinen bewundernden Augen, zwischen der herrlichen, kunstvollen Sehenswürdigkeit und mir, plötzlich ein Rücksack vorüberzog. Die Erscheinung störte indes nur flüchtig, und der Blick nahm sie im Grunde wie einen eiligen Volkenschaten selbstverständlich hin. Eine ungleich empfindlichere Störung, einem nach kurzen Pausen immer wieder niederprasselnden Regenschauer und Hagel vergleichbar, verursachten die Fremdenführungen. Gruppe auf Gruppe von Amerikanern und Engländern stutete von einem Saal in den anderen, von einem Bildwerk vor das andere. Es war schwer, beschaulich zu bleiben, und es spricht für die zeitlose, innere Größe etwa einer Venus von Milo oder einer Mona Lisa, wenn ihre Wirkung dennoch unfaßbar groß war und ungeachtet so vieler konkurrierenden Eindrücke vollkommen stark und ungeschwächt blieb. Ich vermute, daß diese Wirkung nicht so lebendig wäre, würden die Kunstwerke irgendwo anders in der Welt der Schau zugänglich sein. Ihre Rätselhaftigkeit gehört in das Mittel Paris hinein; sie wirkt darin selbstverständlich wie das Leben, wie das rätselhafte Leben selbst. Sie gehören körperlich, Stofflich ins Wesen von Paris, wie etwa eine Kalypso und Nautilaa in die Dichtung Homers. Auch Sainte Madeleine und Sainte Geneviève gehören ins Wesen von Paris, aber wie eine Maria Stuart und Jungfrau von Orleans in die sentimentalisch-moralische Poesie Schillers. Jeanne d'Arc selber nicht, obwohl keine der vielen Kirchen ihre Statue nicht hat; diese Weiblichkeit ist ein Wesen, an dem vielleicht am stärksten deutlich wird, daß Frankreich und Paris gerade in ihrer tiefsten Natur nicht identisch sind. Aber Marie Antoinette gehört wieder ins Wesen von Paris, etwa wie eine unglückliche Königin in die historische Großdramatik Shakespeares, und schließlich ist es ein Mann, ohne den Paris einen Wesensmangel hätte: Napoleon. Sein Grabmal hat auch etwas von zeitloser, innerer Größe, deren Wirkung immer besteht und vor sich geht, unbeschadet der Störung, die infolge ständig heranrückender Neugier an jeder sonstigen menschlichen Ruhestätte als barbarisch empfunden würde, nicht wegen der Menschenwellen an sich, sondern wegen des Massengetübbes, der sie bewegt; denn dieser setzt sich zusammen aus ungeschickter Ueberschätzung für den „großen“ Mann und aus purer Schaulust. Die ganze Bedeutung und Grenze Napoleons liegt in diesem Sarkophag und seinem architektonischen Rahmen ausgesprochen; aber erst Paris selber als Einfassung verleiht diesem Denkmal eine lebendige, übergeschichtliche Nuance. Ludwig XIV. ist trotz Louvre und Versailles nur geschichtlich; es sei denn, man erblicke in der nächtlichen Lichtut der Boulevards eine grobe Vulgarisierung seines einstigen höflichen Glanzes. Auch jener gewaltige französische Staatsmann, Richelieu, gehört nicht eigentlich ins Wesen von Paris. Ein Denkmal in der oben Sorbonne-Kirche ist an sich lebensvoll, aber ohne jede innere Beziehung zum Lebensstadium von Paris. Es steht wie ein nur gelegentlich benutztes, innerlich fremdes Stück, abseits und unberührt vom warmen Lebensodem von Paris, in der Kühle akademischen Schattens. Auch das vornehmlich den Aufklärungsphilosophen eingeräumte Pantheon atmet mehr lothale Begeisterung, literarische Kaltwärme, programmatische Kunstleidenschaft und antiquarischen Ruhm. Hingegen unweit davon, dort in Saint-Etienne-du-Mont, hinter dem zierlich wuchtigen Prachtwerk der Fassade und weiterhin hinter dem kühn geschwungenen, feintens gegliederten Steinwerk des Eingangs, dort unter jenem Manierpfeiler, wo nach Auslage eines bescheidenen Tafelens die Gebeine von Pascal ruhen, dort riecht es unhörbar leise wie in einer verborgenen Kammern, aus der durch geheime Rigen immerfort Tropfen heilsamen Wassers sickern und irgendwie ihren Weg in das pulserende Wesensblut von Paris finden. Racine, dessen Ueberreste in der Nähe des Gegenpfeilers gebettet sind, müßte nicht wie Pascal ausgerechnet in dieser Kirche und auch nicht in Paris überhaupt ruhen. Wenn seinerzeit Corneille zu ihm als dem beginnenden Dramatiker sagte: „Vous avez du talent pour la poésie, mais non pas pour le théâtre!“, so müßte ich heute von ihm behaupten, er würde wie ein Metall, das erst erwärmt werden müsse, um wärmend wirken zu können, er würde aber keineswegs erwärmend wie ein elektrischer Strom. Durch ihn kann auf die französische Jugend eingewirkt werden, aber nicht auf den Pariser Menschen; der ist nur beeinflusbar durch sich selbst, durch einen Geist, der aus seinem Wesen ist wie ein Fluß aus seiner Landschaft, der als Fluß auf sie wieder unmerklich herabaufließt. Von der Bedeutung eines Racine wären noch viele zu nennen und in ihren Denkmälern aufzusuchen, von der eines Pascal weit weniger; er ist ein Element des Pariser Wesens, wenn auch höchst feinteilig beigemischt, gleich einem Vitamin in der reifen Frucht. Wenn ich diese Meinung bekam, so glaube ich nicht, durch meinen geistigen Beschmädner getäuscht worden zu sein; aber wenn andere, und zwar die meisten Besucher von Paris ebenso wie ich empfindend erleben, dann wäre ich doch wenigstens ein Erlebnis zu erzählen schuldig, das ganz persönlich und besondersartig und sicherlich nicht allgemein gewesen ist. Es war für mich in mehr als einer Hinsicht

eine Offenbarung Pariser Wesensart; besonders aber hatte ich dabei eine seltene Gelegenheit, sozusagen unverschleiert jene geheimnisvolle Eigenschaft beobachten zu können, die ich die unverwundliche Federkraft der im Pariser am vollkommensten verkörperten Franzosenatur nennen möchte. Es ist jene Eigenschaft, die in drängenden Verhältnissen den Meister zeigt, der nie verlegen ist in der Kunst des geschmeidigen Aneinandervorüberkommens: Organische Organisation, labile Stabilität, automatische Geistesgegenwart, instinktive Situationsbeherrschung. Es war ein tiefer Einblick in die Welt hinter den Kulissen, zunächst buchstäblich genommen. Man spielte Nida im Théâtre national de l'Opéra, wie „die“ Grand Opéra offiziell heißt; ich gehörte auf Grund einer blauen Maskiertenbluse zum szenischen Personal, und man nahm mich in Anspruch, wie wenn ich immer schon dazu gehört hätte, obwohl jeder das offenkundige Geheimnis wußte. Bevor der Vorhang aufging und so oft er unten war, gab es flink zu leistende Arbeit; sie ergab sich immer selbstverständlich, nicht besonders angewiesen, für jeden, so auch für mich. Keine gegenseitige Verständigung mit Hilfe von bestimmten Vorschriften und Anweisungen, keine von vornherein festgelegte Arbeitsteilung, kein Wort „das mache ich“, keine Geste „das ist deine Sache“, sondern dem Nächtliegenden immer angepaßtes, zweckmäßiges Eigenhandeln, ohne Fragen und Sagen, doch Wit und Scherz dabei. Während der eigentlichen Vorstellung schoberte ich überall herum oder ich beobachtete Orchester und Zuschauerraum. Für den Triumphzug müßte ich mich in Kostüm werfen; ich fungierte als einer der Träger des Kadames, so daß ich mit breitem Behagen das Publikum mustern konnte. Danach beglückwünschten mich einige „Kollegen“ und „Kollektiven“ zu meinem ersten Debut, und ich staunte über die innerliche Elastizität, die in diesem Humor sich offenbarte, mir, dem Deutschen und ganz fremden Menschen gegenüber! So hätte ich aern Paris hinter den Kulissen kennen gelernt; aber einmal war es mir eben durch dies Theatererlebnis doch irgendwie realisiert. Der Inhalt dieses Erlebnisses bestand wohl aus tausend Unbedeutendheiten, die nicht erzählenswert, noch überhaupt erzählbar sind, deren Gesamtheit gleich einem Abstraktum ist, aber in der Wirkuna konkret: ein Ur-Teilchen Verständnis. Im Zuschauerraum des Lebens entsteht das Urteil durch Täuschung. So wählte ich in der Gestalt eines baumlangen Schwarzen, der im Café Brebant auf dem Boulevard des Italiens als Hilfskellner sich bewegte, ganz selbstverständlich einen Vertreter der französischen Kolonialwelt vor mir zu haben. Ich staunte nicht wenig, als mit strahlenden Augen dieses Menschenkind, zu dem wir fremde Deutschen doch gar keinerlei Beziehung haben mochten, uns mitteilte, er sei feinerzeit auf Haiti von einem deutschen Missionar (namens Schneider) freigekauft und erzogen worden. Es sprach noch eine andere Freude als die über das erhaltene Sondertrinkgeld aus seinem Gesicht, als wir schieden. Ich dachte für mich: Was der Africa doch nicht alles zerstört hat, aber auch, was er doch nicht hat zerstören können! Sont waren die verhältnismäßig zahlreichen Nezerherren und Nezerdamen als geschlechtliche Ergänzung weiphäutiger Männer und Frauen diejenige Erscheinung in Paris, die mich am beständigsten abtrieb. Die, wie es schien, selbstverständliche Sinnahme derselben durch die Pariser Öffentlichkeit glaubte ich aus dem bereits weit gediehenen Einfluß jenes Amerikanertums erklären zu können, daß a. B. so zahlreich alle Café- oder Partystuben auf dem Montparnasse bevölkert, daß dort kaum Französisch zu vernehmen ist. Am nächtlichen Betrieb von Mont Martre hat alles Fremdenelement mehr Anteil als das eigentliche Pariserium. Im Gedächtnis sind die hier aufgefundenen Bilder schnell verstrakt, und es scheint eine strenge innere Gerechtigkeit sich darin zu offenbaren, daß mir von dem Bildbild, das ich von Gesamtparis auf dem Mont Valerien nahm, Mont Martre mit Sacré Coeur am leuchtendsten und unverwundlichsten in der Erinnerung geblieben ist. Der Eindruck war aber auch von einer Erlesenheit, daß er unvergesslich werden müßte: das eigentliche Paris lag im Schatten einer weißen Sommerwolke und nur Sacré Coeur rachte schimmernd mit seinem schneeigen Stein im Strahl der Sonne empor. Es lag etwas stark Theatralisches in diesem Gesicht; aber vielleicht gerade deshalb erhebt es vor den Augen meines Gedankens an Paris immer wieder in unverblaster Farbenhelle. Das dunkle dämonische Grün der Seine, das ich bei einem Bad, als es den weißen Menschenkörper umdrängte, erst kennen lernte, überdeckt allein hierarchisch jenes schimmernde Erinnerungsbild; dann taucht immer zuletzt, so oft die Gedanken sich mit den Eindrücken von Paris beschäftigen, das Antlitz mit dem nie zu enträtselnden Lächeln aus der nachgrünlichen Farbenwooge auf, jenes Antlitz, das „nur gemalt“ im Louvre geschaut wurde.

Die Heimfahrt nach Deutschland nahm ich im Gegenjahr zur Sinfahrt, die an der „divine fleche de Strasbourg“ vorüberführte, durch Belgien, wo ich „cette petite France de Liège“ ebenso zuvorkommend und freundlich dem Deutschen gegenüber fand, wie Frankreich es gewesen. Auch jetzt war ich bei der Durchquerung der einkünftigen Frontzone freudig überrascht, die Spuren der Ariaszerstörung von der Natur und durch Menschenhand nahezu schon ausgeemerat zu sehen, „und wir dachten der Toten, der Toten!“

Ueber der Grenze auf deutschem Boden spürte ich die Wahrheit des Bekenntnisses, das Michelet abgabgeben: „Le monde germanique est dangereux pour moi. Il y a là un tout-puissant lotos qui fait oublier la patrie.“ Ich aber konnte für den Augenblick vor der ungeheuren Erhabenheit des Kölner Domes Notre Dame und vor dem mächtigen Strombild des Rheins die Seine vergessen, dem beschaulichen Genuß meines Vaterlandes mit erhöhtem Bewußtsein hingeben.



## Gunter Mall / Morgen.

Ich bin ein Kind, das noch nicht reden kann  
Und seine Schritte bang ins Dunkel macht:  
Von Silbersternen lacht der Tag mich an,  
Ich fühl' es kaum und atme Traumesnacht . . .  
Mit schwachen Händen such' ich spielend lacht  
Den schweren Saum der Dämm'ring aufzuheben.  
Und Ahnung tastet nach dem vollen Leben  
Der Seligen, die wundernd aufgewacht . . .

Viel tiefe Rätsel sind mir ganz verschlossen,  
Die Wunder eines Kindes schöpft' ich aus,  
Mein Erdkreis ruht in schweren Urkolossen  
Verschwiegen um ein winzig Seelenhaus . . .  
Mein Himmel weiß noch nichts vom Glück der Sterne . . .  
Durch fremde Nebel dämmert erst die Welt,  
Und nur der Sehnsucht Flügel streifen ferne  
Den Saum des Schicksals, das mich gütig hält . . .

## Felix Viator / Das Unerfüllte.

Eigentlich wollte ich durchfahren bis zur Endstation in der Campagna. Aber dieses Rasen und Rattern durch den weißen Staub der Via Latina, es widerte mich plötzlich an als Ausgeburt eines barbarischen Jahrhunderts ohne Seele. Vor uns die uralte Landschaft der Campagna in Blüte und Duft, hinter uns der dicke Pulverschwaden, in den das Gesellschaftsauto die fluchenden Fahrer von Einpännern und Landfarren, die Bienen und Gärten bis hin an Caracallas Thermen tauchte. Dazu hing der Himmel mit einemmal voll schwerer Wolken; ein Gewitter. Das konnte ich bei den Brüdern der nächsten Katakomben abwarten. Mit mir flüchtete, leider, in gleicher Absicht ein Schwarm internationaler Weltlärmhaft aus dem Wagen, und fast wollte mich mein Entschluß reuen. Das übliche: Amerika, England, Schweiz und . . . aber wahrhaftig, da löste sich aus dem Gewimmel der Nullen — sie los. Sie, gewiß die schönste Frau, die Rom jeht beherbergte. Ihre Augen ließen grundlose blaue Tiefen ahnen, wo ungelöste Geheimnisse des Befreiers harrten; ihre Altstimme klang inhaltsschwer — nein, über diesen herben Lippen kam keine Oberflächlichkeits — hinter dieser Stirn wohnte kein nichtiger Gedanke. Aber das Schöne, Unvergessliche an ihr, das waren die vollen, hochblonden Flechten, die sich um das klassische Aphroditenhaupt wanden — ja, sie waagte es, dem Pubifopf zu trohen: Persönlichkeit und Schönheit vereinte sie in denkbar edler Harmonie.

Schon vor zwei Tagen war sie mir in der Sittina begegnet: am Arm ihres Mannes, eines unbedeutenden, eleganten Schweden, den ich augenblicklich als Feind haßte. Nie konnte er, der gelangweilt die Wände der Kapelle überflog, dieses göttliche Weib verdienen oder gar verstehen. Die alte Geschichte . . . Und nun mußte sie mir hier außen begegnen, allein, ohne ihn. Welche Fügung!

Es fiel nicht schwer, ins Gespräch mit ihr zu kommen. Aber sie schien verstimmt und träumte oft mit glänzenden Augen gedankenlos abwesend in die gewitterbrauende Campagna. „Italien befreidiat Sie, Gnädigste?“ Schon jagte mir ihr prüfender Blick Schamröte der Neue ins Gesicht. Aber da klang es ernsthaft: „So, daß ich gleich hier sterben möchte!“ — „Aber ich bitte Sie (versuchte ich zu scherzen): o, so jung, so schön, müßten Sie wünschen, hier ewig im Glück zu leben!“ Sie nahm es ernst und widersprach: „Welche Langeweile! Tödlisches Einerlei, so ewiges Glück! Nur der Wechsel beglückt, der ungleiche Rhythmus des Auf und Ab, ihn liebe ich und noch eines“ . . . „Halt, ich weiß: die Sehnsucht nach dem Unerfüllten!“ Ueberrascht fuhr sie auf, wie in geheimer Leidenschaft: „Ja, das! Das Unerfüllte . . . Aber, um alles, woher wissen Sie . . .?“ Zur Antwort konnte ich nur tief in die grundlose Bläue ihrer Augen schauen; denn wir tauchten, die letzten des bunten Zugs, in die Finsternis der Katakombennacht. Die führenden Mönche kannten mich als häufigen Besucher und ließen mir, wie schon oft, meinen eigenen Weg. Eine Zeitlang noch hörten wir das Stimmengewirr vor uns, dann über uns: ich führte die Schwedin ohne Aufenthalt in die unteren Schächte; hin und wieder fiel von weißer flackernder Lichtschein durch eine Gangabzweigung. Sonst Grabesdunkel, Totenstille, Moderluft langer Jahrhunderte; von oben rollende Donnerschläge wie niedergebende Bomben.

Sie sah das alles zum erstenmal, und die Fülle des unheimlich Fremden, die uralten Bilder von Tod und Ewigkeit in ihrem unklaren Durcheinander von Christentum und Heidenreligion mußte verwirrend auf eine Frau wirken, die sich jedem großen Eindruck

persönlich stark oder gar hemmungslos hingab. Es überwältigte sie. Blutlos leuchtete ihr Antlitz aus der pechschwarzen Finsternis, umrahmt von den blonden Flechten, die im Kerzenschimmer zu phosphorezieren schienen. Ich sah die Blässe ihres Gesichtes zunehmen und führte sie — wir hatten eben die wirkungsreichste Gruft betreten — zu dem offenen niederen Sarkophag, der die Mitte der engen Kammer füllte. Langsam leuchtete ich die Wände ab, ihr die Symbole und Totennamen ringsum zu erklären. „Alles Irdische ist nur ein Gleichnis . . . Die hier haben Erfüllung erlitten und gefunden“ . . .

„Nicht diese Erfüllung liebe ich,“ rief sie halb lächelnd, halb weinend, „noch lange nicht sie! Vor ihr steht so viel unerfülltes Schöne; nach dem sehne ich mich!“ Ich glaubte sie zu verstehen und griff nach ihrer reichberingten Hand . . . Aber schon war's geschehen, was ich verhindern wollte. Sie hatte das Geheimnis dieser Stätte entdeckt: das Flackerlicht warf seinen Schein in den offenen Sarg, und das Bild des Todes grünte ihr aus dem grauen Skelet da unten entgegen. Sie war nicht vorbereitet auf diesen Schrecken und stieß einen angstvollen Hilferuf aus. Aber zugleich ließ ein gewaltiger Donner Schlag die Katakombe erzittern; die Kerzlichter schrak bebend empor. Ihr Blick mußte die niedere Decke treffen; von dort löhnte ihr aus mattem Licht das schlangenumsäumte Haupt einer Meduse in der vollen Wirkung primitiver Kunst ein neues Momento mori zu! „Wie gräßlich! Dinaus! Fort von hier!“ Halb bewußtlos lauf sie im Aufstigen an mich — das alles war Geschehen eines Augenblicks. Solche Wirkung hatte ich nicht vermuten können. Es war zu viel für sie, und mir wurde bang um die schöne Schwedin; auf kürzestem Weg führt ich sie nach oben an Licht und Luft, wo ich sie einem der frommen Brüder übergab. Böllia erschöpft ruhte sie auf einer nahen Bank; ich hielt mich bei Seite, bis sie mich rufen würde. Erst mußte sie dieses Erlebnis innerlich überwinden . . .

Aber nun kam das Stammen an mich. Denn jener junge Mensch aus der Sittina mit Hornbrille im unbedeutenden Gesicht, stürzte heran mit deutlichen Zeichen der Urruhe: „Coelum, Coelum . . . da bist du ja, Gott sei Dank! Bist du mir noch böse?“ Da kam wieder Leben und Farbe in Coelum, meine schöne Schwedin, und sie rief, seinen Ansturm leise dämmend: „Du hier, Arthur? So hast du mir's endlich doch gekauft? . . . Das entzückende Köllier?“ . . . und sie nahm aus dem Etui in seiner Hand eine kostbar gereifte Perlenkette. Mit lieblosendem Blick und gelüsten Fingern prüfte sie die Glieder; die blauen Augen schauten weltverloren, träumerisch nach der Campagna, als sie den Schmuck um den klassischen Hals leate. „So blieb mir's doch nicht unerfüllt . . . O, meine Sehnsucht! . . . Nun laß uns aber gehen, Arthur, fort von diesen schauerlichen Grablöchern . . . Als wär' ich dir böse gewesen, du armer Dummer!“

Von mir war keine Rede mehr. Ich konnte den beiden nur nachsehen, wie sie ins elegante Auto stiegen und nach der Ewigkeit Stadt zurückfuhren. Zu Fuß pilgerte ich Rom zu durch die tausend Heidebüsse der abgefühlten Campagna. Wie so oft um eine Enttäuschung reicher, wie immer voll Sehnsucht nach dem Unerfüllten. Was ist es? Sie findet täglich des Rätsels Lösung, die schöne Frau aus dem Norden, die jetzt an der Freitreppe des Palace-Hotels vorfährt, hochbeglückt über einen neuen Perlen schmuck. Mir bleibt es ewig Mysterium.

## Margarete Wittmers / Vor einem Bildnis

Ich werde nimmer satt dich anzuschauen,  
Du Liebliches, du schönes Angesicht,  
Der Wangen Schmelz, der Augen warmes Licht,  
Den feinen Schmerzszug der dunklen Brauen.

Und dennoch — deine Schönheit ist es nicht,  
Die mich ergreift mit diesem süßen Grauen;  
Nein, tiefer zwingt dies Antlitz mich zu schauen,  
Es blickt mich forschend an, es lebt — es spricht . . .

Es scheint zu fleh'n, daß ich sein Wesen künde,  
Vom Schmerz des ewig unbegriff'nen Seins  
Es ahnungsvoll erlöse! — Auch, vergebens!

Verwirrend schwankt das bunte Bild des Scheins  
Vor dem Geheimnis seines tiefsten Lebens.  
. . . Und nie enthüllt' ich seine Rätselgründe.